

Zuge regionaler Transformation. Dabei argumentierte sie für das Ehrenamt als Resilienzfaktor, der zu lokalem Zusammenhalt, Interaktion und der Ausbildung regionaler Identitäten führe, doch zugleich durch fehlende finanzielle Mittel, Überlastungen, fehlenden Nachwuchs sowie herrschende Fluidität und Schnelllebigkeit vor Herausforderungen stehe.

Der abschließende Schlusskommentar von *Marketa Spiritova* fasste die Diskussionen der letzten Tage zusammen. So sei das Zusammenbringen von Kultur und Forschungs- respektive Wissenschaftspraxis eine ebenso aktuelle Herausforderung wie die auf das Ehrenamt wirkenden Politiken der Responsibilisierung und der Umgang mit ebendiesen. Die nahezu alle Projekte durchziehenden Förderlogiken wiederum zögen sowohl Chancen als auch Einschränkungen nach sich, die es stets zu reflektieren gelte. Die Frage, ob die *Kultur*, die als Begriff im Laufe der Tagung stets mit unterschiedlichen Bedeutungen gefüllt wurde, jene transformative und nachhaltige Kraft habe, die ihr vielfach zugeschrieben werde, bleibe dabei für weitere Betrachtungen interessant. Im Setzen vielfältiger Impulse für zukünftige Debatten konnte die Tagung – so lässt sich abschließend festhalten – in ihrer sowohl wissenschaftlichen als auch kulturpraktischen Anlage sowie den stimmig kombinierten Panels einen erheblichen Teil zum aktuellen Fachdiskurs beitragen.

Charlotte Honerla und Karoline Köster

<https://doi.org/10.31244/zekw/2026/01.14>

Vernetzt umdenken. Starke Strukturen für neue Wissenslandschaften

Tagung des Strukturverbunds „KulturWissen vernetzt“ im Badischen Landesmuseum, Karlsruhe, 3.–4. Juli 2025

Die Tagung des Strukturverbunds „KulturWissen vernetzt“ diente dem Austausch mit anderen Netzwerken über Strategien zur Stärkung kleinerer wissenschaftlicher Felder wie der Alltagskulturforschung durch transdisziplinäre Vernetzung. Im Mittelpunkt stand, wie Kooperationen jenseits von Konkurrenz Sichtbarkeit, Innovation und neue Ausbildungsformate für einen Fachbereich fördern können. Die Teilnehmenden diskutierten strukturelle Rahmenbedingungen und präsentierten Projekte, die partizipative Wissensproduktion mit gesellschaftlicher Wirkung verbinden.

Nach der Begrüßung durch *Eckart Köhne* (Badisches Landesmuseum) stellten *Karin Bürkert* und *Inga Wilke* (Koordinatorinnen von „KulturWissen vernetzt“) den Verbund vor: Er verbindet Universitäten, Museen und Landesstellen in Baden-Württemberg zu einer „vernetzten Wissenslandschaft“ und fokussiert das Themenfeld Urbanität-Ruralität. Drei Prinzipien prägen die Arbeit: Selbstbewusstsein



Foto: Nils Theurer

(fundierter EKW-Wissensbestand), Partizipation (Einbindung lokaler Akteur*innen) und Integration (synergetische Nutzung institutioneller Potenziale). Organisiert ist die Arbeit in vier Modulen: Wissensordnungen, Lehrformate, Wissenskommunikation und Promotionsvolontariate. Als Beispiel diente das Konzept „Museo Mobile“, mit dem bereits das modulare Pop-up-Museum „KERNGeschichten“ umgesetzt wurde. Es zeigt die längerfristige, aufbauende Zusammenarbeit verschiedener Institutionen mit strukturstärkender Wirkung für die vernetzte Lehre und den vernetzten Wissenstransfer sowie die Förderung von Wissenschaftler*innen in frühen Karrierephasen.

Christine Aka (Cloppenburg) stellte das 2018 gegründete Kulturanthropologische Institut Oldenburger Münsterland (KAI-OM) vor, eine Kooperation der Forschungsstelle für Alltagskultur, des Museumsdorfs Cloppenburg und der Universität Vechta mit zahlreichen erfolgreich realisierten Kooperationsprojekten. Ziel war die kulturelle Profilierung der Region. Mit flachen Hierarchien und geringer Bürokratie gelingen Forschung, Lehre und Vermittlung – etwa durch Ausstellungen zu dörflicher Nachbarschaft. Zur Gründung der Forschungsstelle hat die strategische Kommunikation engagierter Brückenbauer*innen mit der Politik zum richtigen Zeitpunkt geführt. Erfolgreiche Projekte sind vor allem getragen von einem Erwartungsmanagement der unterschiedlichen Partner, um Spannungen zwischen universitären Theorieansprüchen und Praxisbedarfen der Partnerinstitutionen zu adressieren und auszugleichen.

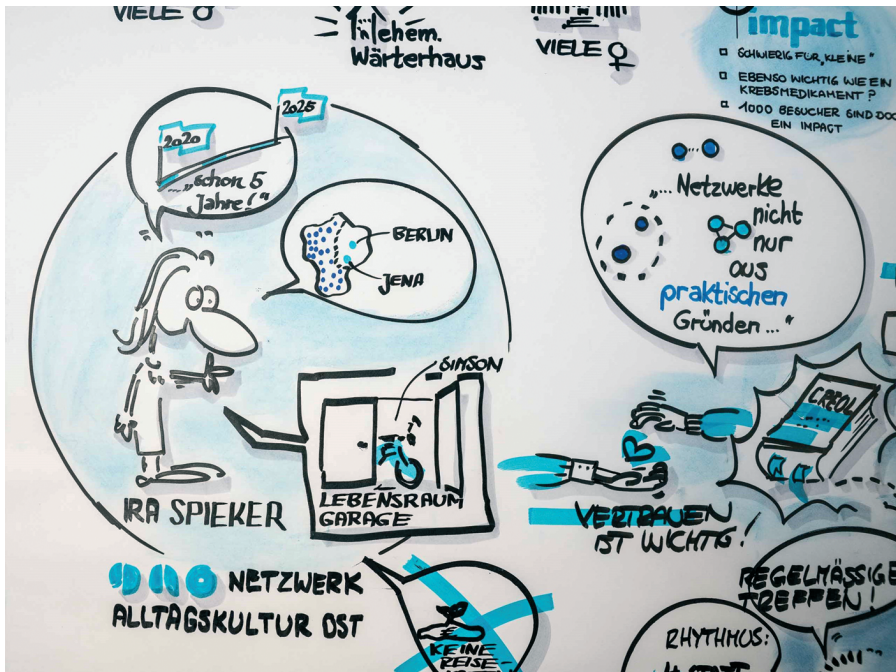


Foto: Nils Theurer

Das „Netzwerk Alltagskultur Ost“, vertreten von *Ira Spieker* (ISGV Dresden), besteht seit 2021 und verbindet fünf nordostdeutsche Bundesländer, um die geringe institutionelle Dichte (nur Jena/Berlin als Fachstandorte) auszugleichen. Trotz fehlender Budgets und Anerkennung als Dienstaufgabe entstanden Kooperationen wie „Garagengeschichten“ (mit dem Erfurter Volkskundemuseum). Ein verbindendes Forschungsfeld ist darüber hinaus das (im)materielle Kulturerbe im Land, das durch die Arbeit des Netzwerks auch vor Vereinnahmung von rechts geschützt wird. Herausforderungen sind ungleiche Ressourcen, divergierende Fachverständnisse und seltene Präsenztreffen. Das Netzwerk dient zunehmend als wissenschaftspolitisches Instrument (z. B. in der Debatte um den Erhalt der Professur für Kulturanthropologie in Jena). Für die Zukunft des Netzwerks wünscht sich Spieker mehr Verlässlichkeit, Nachhaltigkeit und eine koordinierende Stelle und damit letztlich eine institutionelle Verankerung des Netzwerks.

Jan Merk (Dreiländermuseum Lörrach) präsentierte das „Netzwerk Museen am Oberrhein“. Das aus einer Interreg-Förderung hervorgegangene, trinationale Netzwerk (DE/FR/CH) finanziert sich heute durch Mitgliedsbeiträge. Alle vier Jahre entstehen gemeinsame Ausstellungsreihen – trotz unterschiedlicher museumspolitischer Strukturen. Die Mischung aus großen und kleinen Museen befördert den Aus-

tausch, auch wenn finanzschwächere Häuser gelegentlich pausieren. Ein konkretes Ergebnis ist das trinationale Depot in Lörrach, das den Objektaustausch erleichtert. Koordiniert vom Dreiländermuseum, setzt das Netzwerk auf populäre Themen und das gesellschaftliche Vertrauen in Museen – ohne dezidierte politische Agenda.

Der Numismatische Verbund Baden-Württemberg, vorgestellt von *Susanne Börner* (Universität Heidelberg) und *Matthias Ohm* (Landesmuseum Württemberg Stuttgart), ist aus der Landesinitiative „Kleine Fächer“ entstanden. Er finanziert sich über Mitgliedsbeiträge und arbeitet in fünf Bereichen: Lehre/Vermittlung, Forschung, Sammlungen, Fundmünzenbearbeitung und Wissenstransfer. Kernstück ist die E-Learning-Plattform NumiScience.de, die von Schüler*innen bis Sondengänger*innen genutzt und partizipativ weiterentwickelt wird. Mit fast 100 Partnern ist das Netzwerk gut aufgestellt, stößt aber an Kapazitätsgrenzen (z. B. bei Schulkooperationen). Eine zentrale Herausforderung: Netzwerke können schnell Dynamik gewinnen – aber auch ebenso schnell an Energie verlieren. Die Koordination muss dabei konstant aktiv bleiben, um hier ausgleichende Maßnahmen voranzutreiben und eine Nachhaltigkeit zu garantieren, die leider nicht gegenfinanziert ist.

Christian Baisch vom LVR-Institut für Landeskunde stellte das Portal „Alltagskulturen im Rheinland“ vor. Das aus einem DFG-Projekt hervorgegangene Portal vereint objektbasierte, audiovisuelle und textliche Quellen der Freilichtmuseen Lindlar/Kommern und des LVR-Instituts. Ziel ist die digitale Zusammenführung verstreuter Bestände, unterstützt durch technische Schnittstellen zu anderen LVR-Portalen (z. B. Sprache, Geschichte). Baisch betonte, dass sich der Aufwand lohnt, eine großzügige Datenerfassung trotz höherem Initialaufwand zu betreiben. Herausforderungen sah er in der Vermittlung komplexer Inhalte sowie in hohen Anforderungen an Metadaten und Standards. Im Sinne einer nachhaltigen Nachnutzung sichern Creative-Commons-Lizenzen die offene Zugänglichkeit.

Den Abschluss des ersten Tagungstages bildete eine Podiumsdiskussion mit *Regina Bendix* (Universität Göttingen), *Cornelia Kühn* (Fachhochschule Potsdam) und *Boris Nieswand* (Universität Tübingen), moderiert von *Markus Tauschek* (Universität Freiburg) und *Thomas Thiemeyer* (Universität Tübingen). Die drei Diskutierenden beleuchteten aus unterschiedlichen Perspektiven, wie inter- und transdisziplinäre Zusammenarbeit gelingen kann – und wo sie an Grenzen stößt.

Cornelia Kühn präsentierte mit dem Verbund „InNoWest“ ein transdisziplinäres Modellprojekt in Nordwest-Brandenburg, an dem drei Hochschulen mit Kommunen, zivilgesellschaftlichen Akteur*innen und Unternehmen zusammenarbeiten. Ziel ist es, praxisnahe Lösungen für regionale Herausforderungen zu entwickeln. Kühn betonte, dass das gegenseitige Interesse an Kooperationen wachse, da sowohl Wissenschaft als auch Praxis von fundierten Problemlösungen profitieren. Besonders erfolgreich seien Projekte, in denen Forschungsfragen und -designs gemeinsam entwickelt werden – das erhöhe die Chance auf konkrete Umsetzung und helfe, Wissenschafts-

skepsis in der Region abzubauen. Gleichzeitig verwies sie auf strukturelle Hürden: Ungleiche Kapazitäten der Partner, fehlende institutionelle Anerkennung transdisziplinärer Arbeit im universitären System und der Konkurrenzdruck zwischen Hochschulen, die ihre Profilbildung betonen müssen, erschweren die Zusammenarbeit.

Boris Nieswand (Tübingen) rückte die inneren Dynamiken interdisziplinärer Verbände in den Fokus und bezog sich dabei auf Erfahrungen aus dem Tübinger Sonderforschungsbereich „Bedrohte Ordnungen“. Seine Beobachtung: Unterschiedliche Statusgruppen entwickeln ganz eigene Erzählungen über Interdisziplinarität. Während Doktorand*innen durch die Zusammenarbeit oft neue Perspektiven auf ihr Fach gewinnen und „Familienähnlichkeiten“ zwischen Disziplinen entdecken, stehen Postdocs interdisziplinären Projekten häufig skeptisch gegenüber – vor allem, weil gemeinsame Publikationen für die Karriere oft wenig bringen. Professor*innen wiederum erleben mitunter die Entstehung „glücklicher epistemischer Gemeinschaften“, in denen sich produktive Synergien ergeben. Nieswand sieht in interdisziplinären Forschungsverbänden vor allem eine Chance, Orientierungswissen zu generieren, das Ordnungsstrukturen in Vergangenheit und Zukunft reflektiert.

Regina Bendix argumentierte, dass ethnografisch arbeitende Wissenschaftler*innen besonders gut für interdisziplinäre Kooperationen gerüstet seien, da sie diese nicht nur mitgestalten, sondern auch ethnografisch begleiten und kritisch reflektieren können. Aus ihren Erfahrungen in der Göttinger Arbeitsgruppe zu kulturellem Eigentum leitete sie ab, dass Vertrauen der zentrale Erfolgsfaktor sei – gefördert durch informelle Begegnungen wie gemeinsame Mahlzeiten. Gleichzeitig warnte sie vor sozialen Spannungen, die durch Statusunterschiede zwischen Disziplinen entstehen können.

In der anschließenden Diskussion wurde deutlich, dass gelingende Zusammenarbeit vor allem davon abhängt, Unterschiede zwischen Disziplinen differenziert wahrzunehmen. Nicht jede Uneinigkeit muss überwunden werden; entscheidend sei es, „Schlüssellochthemen“ (Nieswand) zu identifizieren, die als Gesprächsanlässe dienen. Eine gemeinsame Basis entsteht durch gegenseitiges Interesse und den Abbau disziplinärer Überheblichkeit – ohne dass die Fachkulturen ihre Eigenheiten aufgeben müssten. Die Teilnehmenden betonten, dass Vertrauen durch persönliche Begegnungen wächst und Emotionen als Teil des Prozesses anerkannt werden sollten. Gegenüber Praxispartnern müsse die Wissenschaft deutlicher kommunizieren, welche wechselseitigen Vorteile Kooperationen bieten.

Am folgenden Tag lenkte die Organisationssoziologin *Anna Kosmützky* (Universität Hannover) den Blick auf die strukturellen Rahmenbedingungen interorganisationaler Zusammenarbeit. Solche Kooperationen – etwa zwischen Hochschulen, Forschungseinrichtungen und anderen Akteur*innen – ermöglichen den Zugang zu komplementärem Wissen, technischer Expertise und neuen Netzwerken. Gleichzeitig helfen sie, eingefahrene Routinen zu durchbrechen und Pfadabhängigkeiten zu über-

winden. Kosmützky beschrieb Kooperationen als dynamische, temporäre Prozesse mit unscharfen Grenzen, in denen unterschiedliche Zeitlogiken und institutionelle Kontexte aufeinandertreffen. Ein zentrales Konzept sind dabei „trading zones“ – flexible Zwischenräume, in denen trotz divergierender Sprachen, Praktiken oder Hintergründe produktive Zusammenarbeit entstehen kann. Allerdings sind solche Zonen auch Orte der Reibung und Unsicherheit. An Beispielen aus der translationalen Biomedizin zeigte Kosmützky, wie wichtig Grenzarbeit ist: Spezielle Vermittlungsinstanzen (etwa „Boundary-Spanning Units“) übersetzen zwischen den Welten und sichern so den Austausch. Diversität treibt zwar Innovation voran, doch ab einem bestimmten Punkt können zu große Unterschiede zu Missverständnissen und Kooperationshindernissen führen. Um die Herausforderungen heterogener Teams, komplexer Aufgaben, divergierender Zeitregime und die Einbettungen in unterschiedliche strukturelle Kontexte auszugleichen, seien Kommunikation und Vertrauensarbeit – letztlich geleistet durch eine verlässliche Projektkoordination – unabdingbar.

Zum Tagungsabschluss moderierte *Patrick Klügel* (Universität Tübingen) eine lebhafte Diskussion, die *Nils Theurer* durch ein Graphic Recording dokumentierte. Die Teilnehmenden nutzten zunächst die Metapher der Wissenslandschaft, um ihre Verbünde zu beschreiben – und zeigten dabei, wie konkrete Vernetzungen dieses abstrakte Konzept mit Leben füllen. Gleichzeitig wurden die unterschiedlichen historischen Prägungen der Institutionen deutlich: Während das Oldenburger Münsterland volkscundlich vernetzt ist, sind Freiburg und Tübingen in Landesstrukturen eingebunden, und in Ostdeutschland erschwert die regionale Streuung der Einrichtungen die Zusammenarbeit. Klügel lenkte die Diskussion auf die konkrete Gestaltung von Zwischenräumen – jenen Orten der Kooperation, die oft intensiv genutzt werden, aber nach Projektende wieder verschwinden. Als zentrale Akteur*innen in diesen Räumen nannten die Teilnehmenden etablierte Personen, die als Boundary-Spanner fungieren, aber auch Promovierende, Volontär*innen und kleinere Institutionen wie Museen oder Landesstellen. Strukturelle Herausforderungen wurden auf drei Ebenen deutlich: Auf organisatorischer Ebene fehlt es oft an finanzieller Sicherheit, während unterschiedliche Zeitlogiken, ungleiche Zeitbudgets und heterogenes Engagement die Zusammenarbeit belasten. Entscheidungsprozesse in Verbänden sind zwar demokratischer als in Einzelinstitutionen, doch auch hier gibt es Spannungen – etwa durch divergierende Grundverständnisse und Zielvorstellungen. Vertrauensbildung und klare Rahmenbedingungen, kombiniert mit regelmäßigen Treffen und Evaluation, schaffen hier Mehrwerte für alle Beteiligten. Auf epistemologischer Ebene zeigt sich zu Projektbeginn oft, dass eine gemeinsame Sprache fehlt – ein Problem, das durch disziplinäre Eigenlogiken und unterschiedliche Veröffentlichungsnormen verstärkt wird. Doch gerade diese Reibungen können produktiv sein: Sie führen im besten Fall zu innovativen Formaten und hybriden Praktiken und Methoden der Wissensgenerierung und des Wissenstransfers.

Die Teilnehmenden waren sich einig, dass eine fest etablierte Koordination spürbar die Qualität von Netzwerken verbessert. Verbünde bieten nicht nur Rückhalt bei konfliktreichen Themen. Sie schaffen strukturierte Wissenslandschaften in gegenseitiger Bestärkung, und ein Modus des „vernetzten Umdenkens“ eröffnet Freiräume für die Erprobung innovativer Ansätze jenseits von etablierten Denkgewohnheiten und Systemen. Gleichzeitig wurde kritisch angemerkt, dass wissenschaftspolitisch zwar Netzwerke gewünscht werden, sie aber nicht zum Selbstzweck werden dürfen. Projektanträge berücksichtigen oft zu wenig, dass neben wissenschaftlichen Mitarbeitenden für die Vorhaben auch Spezialist*innen wie beispielsweise Informatiker*innen, Expert*innen für Wissenskommunikation und Public Engagement sowie Expert*innen für Sammlung, Archiv und Dokumentation benötigt werden.

Zur Motivation in Verbänden wurde betont, dass gemeinsame Werte und Ziele – idealerweise partizipativ festgelegt – entscheidend sind. Flache Hierarchien, regelmäßige Meetings und das Feiern von Meilensteinen halten die Motivation aufrecht. Klügel resümierte, dass Forschende zwar lieber über Inhalte als über Motivationen sprechen, doch gerade diese Reflexion sei wichtig und langfristig ein Erfolgsfaktor. Wissenslandschaften schaffen Strukturen, sie seien letztlich aber auch soziale Räume, in denen Menschen mit unterschiedlichen Interessen handeln – Kooperationen bringen daher immer auch Veränderung und damit Unsicherheiten mit sich.

Inga Wilke, Hannes Mittag und Karin Bürkert
<https://doi.org/10.31244/zekw/2026/01.15>

Überraschung, Zufall, Kontingenz. Zum Unbestimmten in Gesellschaft und Wissenschaft

45. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft in Kiel, 1.–4. Oktober 2025

Der Kongress der DGEKW in Kiel begann am Montag, den 1. Oktober mit dem Rahmenprogramm. Zur Auswahl standen eine Exkursion zum Freilichtmuseum Molfsee von 10:00 Uhr bis 13:00 Uhr sowie das Offene Treffen der PECE-Working-Group von 11:00 Uhr bis 13:00 Uhr.

Ab 14:00 Uhr startete der Kongress mit den Grußworten und der Eröffnung. Auf die Grußworte des Vizepräsidenten und des Prodekans für Forschungsangelegenheiten folgte die Begrüßung durch die DGEKW-Vorsitzende *Prof. Dr. Gertraud Koch* (Hamburg), die auf den 10. Volkskundetag in Schloss Gottdorf 1955 und den 22. Kongress in Kiel 1979 verwies. Dabei benannte sie zugleich drei aktuelle Herausforderungen für das Fach Empirische Kulturwissenschaft: erstens die Kämpfe um Wissenschaft und Wissenschaftsfreiheit, zweitens die Digitalisierung der Forschung